



Die Leopoldstädter Pazmaniten- und die Ottakringer Hubergasse – einst und jetzt

Demnach soll das einstige Straßenbild mit dem heutigen verglichen werden können. Dazu findet sich zu jedem Tempel im Buch ein Grätzelpfad. Außerdem handelt es sich um keinen Bildband, wie er sonst zur Darstellung von Grafiken dient. „Wir haben stattdessen“, sagt Bob Martens, „die Form des handlichen Stadtführers gewählt. Wir wollen, dass ihn die Leute in die Hand nehmen und losmarschieren.“

Sie gehen auf die Suche nach Parkplätzen und Hinterhöfen, die sie vielleicht schon hundertmal übersehen haben. Und deren grauer, unauffälliger Lückencharakter nun davon erzählt, was dieser Stadt einmal verlorengegangen ist.

**Um die Lücken anschaulich zu machen**, suchten Martens und Peter nach alten Beschreibungen der Synagogen, Fotos, Aquarellen, Postkarten. Sie vertieften sich in jüdische Ornamentik und gründerzeitliche Farbgebung. Sie berechneten anhand der typischen Ostausrichtung der Synagogen den Lichteinfall in Innenräumen. Sie durchforsteten Laufkilometer an den baubehördlichen Akten, um jene Pläne aufzutreiben, die Architekten einst im Zug des Bewilligungsverfahrens ans Magistrat einreichten. Teils gehen diese Dokumente bis ins Jahr 1790 zurück.

„Historiker aus Serbien und Ungarn recherchieren in Wien, weil hier so viele alte Pläne liegen. Es hat was sehr Wienerisches, dass die echten Bauten vernichtet, niemals aber die Archive angetastet wurden“, sagt Herbert Peter.

Bei den Recherchen erschlossen sich Martens und ihm Erkenntnisse, die weit über das bloße Aussehen von Synagogen hinausreichen.

Wiens ältester neuzeitlicher Tempel liegt in der Seitenstettengasse und besteht bis heute. Als er 1825 errichtet wurde, hielt man sich noch streng an das Toleranzpatent Josephs II., wonach nichtkatholische Gotteshäuser von außen nicht als solche erkennbar sein durften.

Als Jahrzehnte später, 1858, Wiens zweite Synagoge entstand, war die Gemeinde durch Ostzuwanderer schon auf das rund Dreißigfache angewachsen. Die große Synagoge in der Leopoldstädter Tempelgasse fasste nun rund 3000 Menschen. Das Toleranzpatent war aufgeweicht; die Tempel begannen etwas herzumachen.

Zwar blieb etwa jener in der Tempelgasse kleiner als viele katholische Kirchen. Aber der maurische Stil, den der Ringstraßenarchitekt Ludwig von Förster dem Gebäude verpasste, machte Eindruck. Und weil die davor verlaufende schmale Gasse keine pompösen Sichtachsen erlaubte, legte Förster einen neuen Platz an: In einigen Metern Entfernung beiderseits des Hauptschiffes ließ er Nebentrakte bauen, sodass ein Raumeindruck entstand. Einer der

Trakte steht bis heute, daneben die brache Stelle, wo bis 1938 das Hauptschiff war.

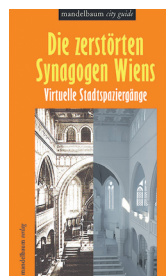
Eine schmale Gasse, ein kleines Grundstück – und doch der Wille zur Repräsentation: „Die Tempelgasse zeigt, wie die jüdische Gemeinde ständig zwischen dem Willen zur Exponiertheit und der Angst davor lavierte“, sagt Martens und zeigt als Beleg das Rendering eines weiteren Tempels. „Die Synagoge in der Alsergrunder Müllnergasse war zwar einigermaßen auffällig. Aber dafür sah sie auch aus wie eine katholische Kirche. Und doch war sie von der Straßenfront aus ein paar Meter nach hinten versetzt, als würde sie sich nicht ganz hervorzutreten trauen. Es war ein ständiges Taxieren und Verhandeln.“

Wie als Bestätigung dieses Misstrauens überstanden – wenn auch ihrer Funktion beraubt – gerade jene Synagogen das Jahr 1938, die von außen nicht als solche kenntlich waren. Schon 1903 ließen wütende Anrainer den Bau einer Großsynagoge am Rudolfsplatz scheitern. Im Gegensatz zu allen bisherigen hätte diese freistehend, also in keine Straßenfront integriert, sein sollen.

Außerdem gab es damals in der kakanischen Provinz mehr Freiheit als in Wien. Am Land standen Synagogen öfter frei und waren generell prominenter platziert als in der Reichshaupt- und Residenzstadt. Das ging so weit, dass sich manchmal das gleiche Modell desselben Architekten baugleich zweimal fand – halb versteckt in Wien und etwas exponierter am Land.

**So existiert der einstige Alsergrunder Tempel** ein zweites Mal im tschechischen Budweis – dort hat er im Gegensatz zu Wien die Nazizeit überlebt und steht außerdem frei. Und im Fall der Synagoge im nordungarischen Miskolc finden sich sogar Weltreligionen ineinander verzahnt: Das gleiche Gebäude steht als evangelische Gustav-Adolf-Kirche in der Gumpendorfer Straße.

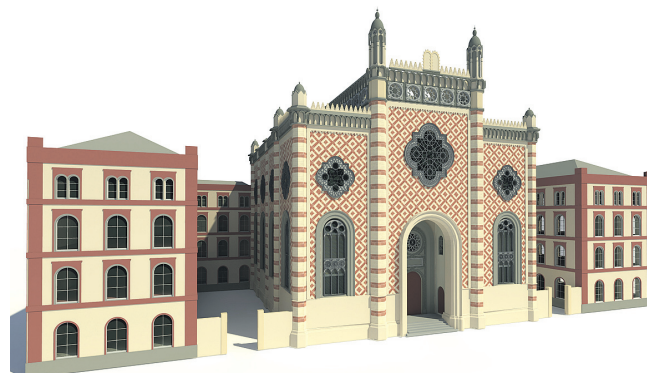
So gesehen hat sogar Ludwig von Förster einst gerühmter Leopoldstädter Tempel die Zeit auch abseits von Bob Martens' und Herbert Peters Computermodellen überstanden: Er steht als „Choralsynagoge“ in der rumänischen Hauptstadt Bukarest.



**Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtspaziergänge.** Mandelbaum, 256 S., € 19,90

**Wiens verschwundene Synagogen.** Gebietsbetreuung Stadterneuerung, 20., Allerheiligenplatz 11. Mo–Mi 9–12 und 13–17 Uhr, Do 13–19 Uhr, Fr 9–12 Uhr

**Von Försters große Synagoge in der Tempelgasse: Einer der beiden Trakte, die einen Platz formten, steht bis heute**



## Der „Broadway in der Reindorfstraße“: Wie eine Bürogemeinschaft im fünfzehnten Bezirk Grätzgeschichte(n) erlebbar machen möchte

Im Jahr 1932 schrieb die Wiener Zeitschrift *Kuckuck*: „Paris hat die Rue de la Paix, London die Regent-Street, Neuyork hat den Broadway, Rudolfsheim hat – die Reindorfstraße.“

Ein Aspekt der Geschichte des 15. Bezirks wäre wohl schon längst in Vergessenheit geraten, würde eine kleine Bürogemeinschaft in der Herklotzstraße nicht konsequent an seiner Erinnerung arbeiten: das einstmalige jüdische Grätzleben. „Bis heute“, sagt Michael Kofler, 43 Jahre, Regionalentwickler und einer der Initiatoren des Projekts, „treffen sich in Tel Aviv regelmäßig alte Damen zum Kaffeekränzchen, die gemeinsam den jüdischen Kindergarten in der Herklotzstraße besucht haben.“

Vor fünf Jahren zog Kofler mit der Ökonomin Judith Pühringer, 34, in ein lichtdurchflutetes und preisgünstiges Gründerzeitbüro in der Herklotzstraße 21 unweit des Gürtels. Kurz darauf bekam Pühringer zufällig die Kindheitserinnerungen einer alten Rudolfsheimerin in die Hände, worin das Viertel als ein „Zentrum jüdischen Lebens“ beschrieben war. Die Gemeinschaft wurde neugierig. Und der Ort Herklotzstraße wurde zunehmend Programm.

**Vor dem Ersten Weltkrieg** war in der Gegend um Herklotz- und Reindorfstraße ein vitales jüdisches Viertel entstanden. Dem New Yorker Broadway glich es zwar nicht unbedingt. Aber mit Cafés, Schulen, Sportvereinen und zwei großen Synagogen brachte es einiges Treiben in den Bezirk. Und im Unterschied zur großbürgerlichen Innenstadt und zur orthodoxen Leopoldstadt hatten sich hier vorwiegend Kleinbürger angesiedelt.

1938 – hauptsächlich in der verhängnisvollen „Reichskristallnacht“ vom 9. auf den 10. November – wurde das Gefüge zerstört. Die Überlebenden verstreuten sich in alle Welt. Bis Michael Kofler und Judith Pühringer sie zum Erinnerungstreffen nach Wien einluden.

Zeitzeugengespräche, Grätzführungen, eine Privatausstellung mit alten Fotos und Erinnerungsstücken – seit nunmehr vier Jahren wollen die Grätzhistoriker „die Geschichte nachhaltig erlebbar machen“, sagt Kofler. Bewusstsein dafür soll geschaffen werden, was im 15. einmal war. Die neueste Maßnahme dazu ist eine Art Audioguide per eigenem Handy: Wählt man nun an einem von zehn Punkten im Bezirk zum Ortstarif eine Festnetztelefonnummer, klärt ein Band über die jüdische Geschichte des jeweiligen Ortes auf – auf Deutsch, Englisch, Serbokroatisch, Türkisch oder Hebräisch.

Als nächster Schritt, erklärt Kofler, wolle man sich für die Errichtung eines Denkmals unweit der Herklotzstraße einsetzen. Dort, wo sich heute eine triste Verkehrsinsel befindet, stand bis 1938 der alte Turntempel. J G

**15., Herklotzstraße 21** (U6 Gumpendorfer Straße) Besichtigung und Führungen nach Vereinbarung, Infos: [www.herklotzstrasse21.at](http://www.herklotzstrasse21.at)